

# Hobsbawm im Gespräch

Autor(en): **Ritschard, Rolf**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Rote Revue : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **78 (2000)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Hobsbawm im Gespräch

**Eric Hobsbawm. Das Gesicht des 21. Jahrhunderts. Ein Gespräch mit Antonio Polito. Carl Hanser Verlag, München, Wien 2000.**

Eric Hobsbawm, der Autor des Werkes «Das Zeitalter der Extreme» mit seiner umfassenden Analyse des kurzen 20. Jahrhunderts, hat als Historiker in einem langen Gespräch einen Ausblick in das 21. Jahrhundert gewagt, wohl wissend, dass «ein Grossteil der Zukunft aus praktischen und prinzipiellen Gründen völlig unvorhersehbar ist». Dennoch ist er der Auffassung, dass auf der Grundlage von den gegenwärtigen Problemen und vor dem Hintergrund historischer Entwicklungen zukünftige Ereigniswahrscheinlichkeiten herausgearbeitet werden können. Dieser offensichtliche Widerspruch im prognostischen Ansatz könnte dazu führen, zu meinen, dass der Ausblick in die Zukunft zum Scheitern verurteilt sein muss. Dem ist aber in grossen Teilen des Gesprächs nicht so, weil Hobsbawm mit seinem wissenschaftlichen Ansatz die Geschichte im Sinne von Marx als etwas Ganzes begreift und analysiert, die «eine Struktur und ein Muster aufweist, nämlich die Evolutionsgeschichte der Menschheit über einen langen Zeitraum hinweg». Deshalb geht es ihm hauptsächlich um zukünftige Trends, die aus der historischen Entwicklung entstanden und in Umrissen bereits heute einigermaßen sichtbar sind. In diesem Sinne benützt er nicht, wie der Titel der Einleitung etwas unglücklich suggeriert, die Kristallkugel des Historikers, sondern vor allem sein immenses historisches Wissen als prognostisches Instrument. Gerade wenn er aus dem

Fundus des historischen Wissens schöpft, wirken seine Analysen besonders einsichtig, überzeugend und spannend.

In einem Kapitel legt Hobsbawm in wenigen Gedankengängen dar, in «welcher Weise sich der Krieg geändert hat, in politischer wie in technischer Hinsicht». Er ist der Meinung, dass es beim Krieg im Balkan kaum um einen gerechten Krieg, sondern hauptsächlich um nationale Interessen geht. «Die alten Regeln von Krieg und Frieden, die zwischen inneren und internationalen Konflikten einen Unterschied gemacht haben, sind verschlossen.» Zwischen den Staaten findet tendenziell eine Wiederherstellung des Unterschiedes «zwischen Kombattanten und Nichtkombattanten, der im 20. Jahrhundert verloren gegangen war», statt. Zugleich werden Kriege jedoch zunehmend privatisiert (Wiederbelebung von Warlords) mit verheerenden Folgen für die Zivilbevölkerung. Interessant sind auch historische Vermutungen wie diese: «Es gibt Schätzungen, denen zufolge die serbische Wirtschaft innerhalb weniger Wochen grössere Schäden erlitten hat als während des gesamten Zweiten Weltkriegs.»

Seine Darlegungen über nationale Mythen, die «nicht spontan aus den tatsächlichen Erfahrungen der Menschen» entstehen, sondern von einer politischen Elite produziert werden, und seine Zurückweisung der Existenz kollektiver Gedächtnisse mag zu Widerspruch reizen. Interessant ist es dennoch, wie er diesen nationalen Mythen moderner Nationen am Beispiel von Israel (Mezadda), Serbien (Amselfeld) und Griechenland (Athen)

nachgeht. Woher auch immer solche Mythen ihren Ursprung haben mögen: nationale und nationalistische Wirkungs- und Sprengkraft haben sie in der Menschheitsgeschichte immer wieder gehabt.

Bedenkenswert sind seine Überlegungen zur Entwicklung der Nationen. Er geht davon aus, dass wir «vor der Umkehrung eines jahrhundertelangen Prozesses stehen, in deren Verlauf Territorial- oder Nationalstaaten im politischen Sinn des Wortes errichtet und allmählich konsolidiert wurden». Hobsbawm zeigt auf, wie die «freiwillige Loyalität und Unterwerfung der Bürger im Hinblick auf ihre Regierungen», die selbst weltweite Kolonialreiche mit relativ geringfügigem Aufwand ermöglicht haben, sich auflösen und wie in Teilen der Welt Staaten zerfallen und das Gewaltmonopol des Staates verloren geht, tendenziell auch in der westlichen Welt. Vor dem Hintergrund dieser grundlegenden historischen Veränderungen skizziert er die Entwicklung der Grossmächte im 20. Jahrhundert, insbesondere der USA, Russlands und Chinas, und erörtert Ausblicke in eine mögliche Zukunft, z.B. ob das amerikanische 20. Jahrhundert andauern wird und welche Konsequenzen der historisch tiefgreifende Zerfall Russlands haben könnte.

Pikant für die Linke ist die These, wonach Johannes Paul II. der letzte grosse Ideologe sei, «der den Kapitalismus für das, was er ist, kritisiert», und «der Papst die einzige Persönlichkeit von Weltformat, die den Kapitalismus prinzipiell ablehnt». Hobsbawm ist jedoch zuversichtlich, dass die Linke, der ein eigenes Kapitel gewidmet ist, «zu ihrer kritischen Auffassung vom Kapitalismus zurückfinden wird». Globalisierung und die Verteilungsfrage, die der Kapitalismus bekanntlich nicht lösen konnte und die Hobsbawm immer noch als vom Staat zu lösende Frage beurteilt, sind weitere gewichtige Themen neben vielen anderen in diesem Buch.

Es ist unmöglich, in dieser Besprechung alle grossen Themenbereiche, die unsere

Zeit bewegen und im Buch behandelt werden, aufzunehmen. In dieser Vielfalt liegt zwar die Stärke des Buches, wenn es gelingt, das Ganze vor dem Hintergrund des historischen Wissens in seinen Zusammenhängen und untergründigen Wirkungs- und Beeinflussungsketten aufzufächern. Ärgerlich wird dieses Kaleidoskop der Themen indes, wenn diese fast zufällig angesprochen werden müssen, weil sie heute eben zu den wichtigen Gegenwartsthemen gehören. So wirken die Überlegungen zur Kultur und Massenkultur mit wenig Tiefgang, der Satz «Wir wissen, was wir mit Freiheit meinen» ärgert, die Darlegung der Emanzipation der Frauen auf drei Seiten ist fahrlässig und die Einschätzung, dass das Niveau der philosophischen Tradition Chinas und Japans zweifelhaft ist, ist ethnozentrisch und deshalb fragwürdig.

Störend ist es, wenn er sich über Gebiete auslässt, von denen er gemäss seiner eigenen Einschätzung nichts versteht (z. B. über Entwicklungen in Deutschland, Föderalismusfragen). Oder wenn er auf rund einer halben Seite urteilt, dass die psychologischen Auswirkungen der grossen Katastrophen des 20. Jahrhunderts auf Zivilisten und Soldaten – mit Ausnahme der Opfer – gleichermassen positiv waren, dann sollte der Küchenpsychologe, wie er sich im Buch einmal nennt, eher schweigen als sich auf die Äste hinauszuwagen, die dann brechen. Bekanntlich war die Selbstmordrate in Konzentrationslagern sehr gering. Dasselbe gilt für Zeiten des Bürgerkriegs, z. B. in Irland. Daraus jedoch den Schluss ziehen zu wollen, dass das psychische Wohlbefinden unter diesen Umständen besser sei, ist wohl allzu gewagt.

Das Buch ist lesenswert, leicht und flüssig, manchmal zu flüssig geschrieben. Es ist spannend und bietet viel Anregung zum selber Weiterdenken. Und es widerspricht in seiner Ablehnung der Postmoderne und dem anachronistisch wirkenden Festhalten an einem Projekt der Mo-

derne (Kommunismus) teilweise dem Zeitgeist. So z. B. auch in seiner Einschätzung des 20. Jahrhundert nicht nur «als das furchtbarste Jahrhundert in der westlichen Geschichte» (Isaiah Berlin). Das «ist die Wahrheit, aber es ist nicht die

ganze Wahrheit, denn die Kinder dieses Jahrhunderts sind materiell und geistig besser gestellt als ihre Väter und Grossväter».

Rolf Ritschard

## Analyse der Arbeitswelt und des Rechtspopulismus

### **Widerspruch 39: Rechtspopulismus – Arbeit und Solidarität. 204 Seiten, Fr. 21.–.**

Die neuste Ausgabe des «Widerspruch» trägt den Titel «*Rechtspopulismus – Arbeit und Solidarität*» und bringt in einem ersten Teil Aufsätze zum neuen Begriff der «unternehmerischen Arbeitskraft», zur Frage der «Arbeitersolidarität», zur «Neuen Mitte», zur «Krise des Sozialstaates aus feministischer Sicht», zum Problem der «Repolitisierung der Lohnfrage» und zu den politischen Konsequenzen, die aus all dem zu ziehen wären. Die neue Arbeitsorganisation, welche die Ära des *Fordismus* ablöst, gewinnt allmählich deutlichere Konturen. Allgemein wird festgestellt, dass einerseits die Selbstorganisation und Selbstverantwortung der Arbeitskraft gestärkt, andererseits aber die zurückgedrängte Kommandogewalt des Unternehmertums bzw. des Managements sozusagen aus dem Betrieb ausgelagert und dem Markt zugeschoben wird. Mit andern Worten: Der neue «*Unternehmerarbeiter*» wird so positioniert, dass er die Macht des Marktes mehr oder weniger direkt zu spüren bekommt und sein Verhalten von sich aus den Marktkräften unterordnet. Den Zwang des Kapitalvertreter/Unternehmers braucht es nicht mehr, weil jeder Produzierende sich individuell den Gesetzen der Kapitalverwertung unterordnet. Der Antagonismus Arbeit versus Kapital ist tendenziell aufgehoben.

Kann es unter solchen Umständen noch Solidarität unter den Produzierenden geben? Ist gewerkschaftliche Arbeit noch möglich? *Martin Kuhlmann* und *Michael Schumann*, Soziologen in Göttingen, kommen aufgrund von Befragungen zur Auffassung, in der selbstverantwortlichen Arbeit liege auch die Notwendigkeit zur Zusammenarbeit, und die Einsicht in diese Notwendigkeit schaffe *neue Formen von Solidarität*. «Diese werden dann allerdings nicht mehr den selbstverständlichen Charakter von fraglos akzeptierten, traditionell vorgegebenen Solidaritäten des Typs «Familie», «Nation» oder «Klasse» besitzen, sondern auf eigene, argumentativer Begründungen standhaltende Bewertungen insistieren. Darauf müssen sich die Gewerkschaften einstellen, wenn sie die in einem modernen Solidaritätsverständnis enthaltenen Handlungschancen ergreifen wollen.»

Zu den Möglichkeiten einer neuen linken Politik in Westeuropa äussert sich der Berliner Philosoph und Politologe *Frieder Otto Wolf*. Aus einer pessimistischen Grundstimmung heraus fragt er nach der «Minimalgerechtigkeit», setzt sich mit Rawls und Giddens auseinander, diskutiert Bourdieus Initiative «Für die Einberufung von Generalständen der sozialen Bewegung in Europa» und versucht seinerseits ein Projekt eines «neuen radikal-demokratischen und ökosozialen Entwicklungsmodells» wenigstens ansatzwei-